

(eigentlich nur abstrakte Motive), hatte ich auch nur mäßigen Erfolg bei meiner Modellsuche. Doch irgendwann ergab es sich, dass sich ein Modell dafür interessierte und zusagte. Ich war sehr aufgeregt, da ich keine Vorstellungen hatte, wie ein solches Porträtshooting auszusehen hat. Ich orientierte mich einfach an Bildern, die ich inspirierend fand, und versuchte mein Glück.

Das Porträt

Die Begegnung mit dem Modell erwies sich bei meinem ersten Shooting glücklicherweise als sehr unkompliziert und angenehm, sodass sich die anfängliche Nervosität schnell verflüchtigte. Ich experimentierte mit dem vorhandenen Licht und stellte schnell fest, was funktionierte und was weniger. Mir fiel z.B. auf, dass bei sonnigem Wetter das indirekte Licht besonders schön aussah, das von den Häuserfassaden reflektiert wurde. Die entstanden Bilder stellte ich ins Internet und erntete zum Glück positives Feedback. Das motivierte mich sehr, weiterzumachen, und es wurde immer einfacher, gewünschte Modelle zu akquirieren.

Ähnlich wie bei der abstrakten Fotografie entwickelte sich bei mir eine Sucht, immer wieder einen neuen (meist weiblichen) Menschen zu porträtieren und bei den Shootings eine Intimität durch tiefe Gespräche herzustellen. Es ergab sich zufällig, dass ein Modell hauptberuflich Schauspielerin war und seinen Kolleginnen und Kollegen die entstandenen Bilder zeigte. Recht schnell bekam ich mehrere Anfragen, ob ich gegen Honorar Schauspielerporträts machen könne. Ich war davon positiv überrascht, denn bisher verdiente ich mit der Fotografie nicht einen Cent.

Im Grunde war es wohl das, was ich fotografisch schon immer machen wollte – Menschen porträtieren! Nur traute ich es mir lange Zeit nicht zu, ich war einfach zu schüchtern. Rückblickend kann ich sagen, dass ich schon früh eine große Faszination für Gesichter, Emotionen und Aus-

drücke hatte. Ich bin bis heute ein großer Filmfan und habe mich sicherlich davon stark beeinflussen lassen. In Filmen ist die Kamera oft ganz nah am Gesicht, und jedes noch so kleine Detail erzählt eine Geschichte.

Schauspielerinnen und Schauspieler sind meist einfach zu porträtieren, da sie – allein schon aus beruflichen Gründen – sehr offen sind und auch Spaß haben, vor der Kamera zu stehen. Mittlerweile fotografiere ich seit 13 Jahren Schauspieler, darunter sowohl unbekannte als auch bekanntere Gesichter. Mir persönlich ist der Bekanntheitsgrad eines Schauspielers nicht wichtig, mich begeistern spannende Gesichter.



Die Schauspielerin Liv Lisa Fries fotografierte ich an einem bewölkten Tag, und der Wind blies ihr frisch ins Gesicht, sodass ihre Augen leicht anfangen zu tränen. Dadurch wirkt ihr Ausdruck leicht melancholisch.
Analoges Mittelformat 6×7cm | 105mm | f2,4 | 1/500s | Fuji Pro 400 H

Beim Shooting mit der Schauspielerin Karoline Schuch war es bewölkt, doch plötzlich kam schwach die Sonne durch die Wolken. Dadurch entstanden stärkere Kontraste, und ihr Gesicht wirkt plastischer.

Analoges Mittelformat
6x7cm | 105mm | f2,4 |
1/500s | Ilford HPS Plus
400



Vom Porträt zum Akt

Nachdem ich einige Porträtfahrungen gesammelt hatte, interessierte ich mich in meinen freien Arbeiten immer mehr für die Aktfotografie. Ich wollte meinen Horizont erweitern und auch den Körper sprechen lassen. Ich fragte die Modelle, die ich bereits porträtiert hatte, ob sie sich auch ein Aktshooting mit mir vorstellen können. Zum Glück waren viele dafür offen und ich konnte, da wir uns bereits kannten, entspannt mit ihnen arbeiten.

Am Anfang orientierte ich mich noch an Posen, die ich irgendwo mal gesehen hatte. Doch schnell entwickelte sich ein intuitiver Prozess, und ich gab immer nur dann eine Anweisung, wenn es

nötig war. Ich habe oft festgestellt, dass die kopierten Posen nicht so funktionierten, wie ich mir das vorgestellt habe. Denn jeder Körper ist anders und auch anders beweglich. Außerdem hängt viel von der jeweiligen Lichtsituation ab und wie die Haut das Licht reflektiert.

Mit manchen Modellen gibt es eine fließende Interaktion, alles fühlt sich wie selbstverständlich an. Und bei anderen ist es schwieriger, eine Nähe herzustellen. Mich interessiert nicht primär, ob das Modell auf dem Bild hübsch oder sexy aussieht, sondern, ob das Motiv interessant ist. Das ist beispielsweise der Fall, wenn der Körper irgendeine Form von Spannung aufweist, wenn das

Licht besonders oder eine originelle Idee erkennbar ist. Ich mag es, wenn es nicht »nur« ein weiteres schönes Aktbild ist, sondern darüber hinaus noch etwas erzählt wird. Das ist nicht einfach und gelingt leider auch nicht immer.

Eigentlich empfinde ich die Aktfotografie als eine Erweiterung meiner Porträts. Ich bin stets daran interessiert, die gleiche Intensität herzustellen. Das macht es aber nicht immer leicht, denn die Gefahr ist schnell da, dass mir das Motiv zu flach und gewöhnlich erscheint. Die Posen vieler Aktfotos ähneln sich einfach sehr, das Rad kann selten neu erfunden werden. Es ist ein äußerst schmaler Grat, auf dem ich mich bewege, um jedem Bild eine individuelle Note zu verleihen. Die Momente der Intensität erarbeite ich mir, indem ich viel ausprobiere. Es sind die vielen kleinen Details, die den Unterschied ausmachen: vom Posing über das Licht bis hin zum Bildausschnitt.

Sex sells?

Wichtig ist es mir generell – ob als Fotograf oder Betrachter –, dass der weibliche Körper nicht ausschließlich auf ein sexuelles Objekt reduziert wird. Das ist mir zu flach und erzählt nicht besonders viel. Wir haben uns leider schon viel zu sehr daran gewöhnt, dass Frauen sich in Magazinen, Filmen, in der Werbung, in sozialen Medien etc. in aufreizenden Posen räkeln und sexy lasziv in die Kamera schauen. Auch im Jahr 2020 scheint es immer noch normal zu sein, dass das so ist, ganz nach dem Motto: Sex sells.

Erst kürzlich durfte ich die Titelstrecke für das Playboy-Magazin fotografieren und habe dabei interessante Feststellungen gemacht. Das Magazin wird hauptsächlich von Frauen gestaltet. Bei den Shootings sind ausschließlich Frauen am Set. Offensichtlich fühlen sich in einer größeren Fotoproduktion Aktmodelle wohler, wenn um sie herum Frauen sind. Die Fotografen hingegen sind meist männlich. Das Erstaunliche ist, dass es aus-

gerechnet diese – übrigens sehr sympathischen – Frauen sind, die anhand von Mood-Bildern die Posen choreographieren und dabei totale Männerklischees bedienen. Die Zielgruppe ist nun mal männlich und sehr daran interessiert, möglichst nackte und sexy Frauen zu betrachten. Aus der kommerziellen Marktperspektive verstehe ich das, doch mich persönlich befremdet das sehr. Aktfotografie ist für mich kein Porno, ich möchte nicht männliche Triebe damit wecken, sondern etwas Tieferegehendes erzählen, etwas mit Substanz. Diesen Anspruch kann ich allerdings bisher nur in meinen freien Arbeiten umsetzen.



Mit langen Haaren kann das Modell beim Shooting sehr gut spielen und bestimmte Bereiche im Gesicht und Oberkörper verdecken. Oft entstehen individuelle Bilder dann, wenn Sie auf den Menschen vor der Kamera eingehen. (Modell Nettie)

Analoges Mittelformat 6x7cm | f2,4 | 1/500s | Ilford HP5 Plus 400

Analog vs. digital

Ich bin passionierter Sammler verschiedener Kameras – analog und digital – und stelle immer wieder fest, was für einen Unterschied es macht, das gleiche Motiv mit verschiedenen Systemen zu fotografieren. Ich verwende meistens die Canon 6D Mark II oder 5D Mark IV mit verschiedenen Objektiven aus der L-Serie von Canon. Für meine Mittelformatkamera Pentax 67 verwende ich meistens das Objektiv Takumar 105mm und die Farbfilme Fuji Pro 400 H oder Kodak Portra 400. Für Schwarzweißaufnahmen verwende ich den Film Ilford HP5 Plus 400. Mit meinen Kleinbildkameras, der Canon EOS 3 und der Canon A1, verwende ich meistens den Farbfilm Fuji C 200. Generell bevorzuge ich in meinen freien Arbeiten analoge Kameras. Sie erzählen genau das, was ich ausdrücken möchte. Es sind die Tonwerte, die Farben, aber auch die schöne analoge Schärfentiefe, die das Bild interessant machen. Digitale Bilder sind mir oft zu scharf und zu wenig dynamisch. Trotzdem schätze ich die Möglichkeiten der digitalen Fotografie. Ich kann mir den entscheidenden Moment erarbeiten, muss somit nicht sinnlos analoge Filme verschwenden, und ich kann einen schnelleren Workflow erzeugen, der mir hilft, in kurzer Zeit viel auszuprobieren. Ich fotografiere zu Beginn des Shootings daher immer digital und steige erst auf die analoge Kamera um, wenn eine Pose oder ein Ausdruck besonders schön sind. Wenn der Moment für die analoge Kamera kommt, weiß auch das Modell: »Aha, jetzt ist ein besonderer Moment!«

Diese Arbeitsweise ist zwar etwas anstrengend, da ich in kurzer Zeit verschiedene Kamerasysteme und Objektive wechseln muss, doch die Mühe lohnt sich: Unter meiner finalen Bildauswahl sind meist sowohl digitale als auch analoge Bilder, und ich möchte die Möglichkeiten der unterschiedlichen Systeme nicht missen.



Die digitale Kamera ermöglicht es mir, in kurzer Zeit viel auszuprobieren. Erst wenn ich eine interessante Pose gefunden habe, verwende ich die analoge Kamera. Das unbearbeitete digitale Bild wirkt oft etwas flau und kontrastarm (unten). Die analogen Bilder hingegen sehen schon nach dem Einscannen so gut aus, dass ich nicht mehr viel nachkorrigieren muss (oben).

Oben: Analoges Kleinbild | 50mm | $f2,2$ | $1/160s$ | Fuji C200
Unten: Digitales Vollformat | 50mm | $f2,2$ | $1/250s$ | ISO 400

Verletzlichkeit

Viele Menschen haben teilweise klischeehafte Vorstellungen davon, wie ich als Aktfotograf aussehe bzw. wie ich charakterlich gesinnt bin. Das kommt natürlich nicht von ungefähr, schließlich gibt es zahlreiche männliche Fotografen, die leider diesem Klischee gerecht werden. Eigentlich kann man anhand des jeweiligen Portfolios viel daraus ablesen, wie es um den Charakter des Fotografen bestellt ist. Aktfotos offenbaren das nämlich sehr viel deutlicher als Bilder aus anderen Fotogenres. In jedem meiner Modelle spiegelt sich immer auch ein Teil meiner Seele wider. Mich interessiert offenbar immer wieder das Thema »Verletzlichkeit«.

Ich würde mich selbst als hochsensibel einschätzen, und dieses Thema mit all seinen Facetten begleitet mich mein ganzes Leben. Früher als Kind oder Jugendlicher habe ich es geradezu gehasst, sensibel zu sein. Viele Jungs möchten »stark« sein. Ständig steht man im körperlichen, aber auch mentalen Wettkampf, und Sensibilität wird als Schwäche gewertet. So kam es, dass ich mich auch gern »cool« und »stark« gesehen hätte, meine eigene Sensibilität habe ich damals zum Feindbild erklärt. Erst mit Mitte 20 entdeckte ich, dass diese vermeintliche Schwäche in Wahrheit eine Stärke ist. Ich spürte in der Begegnung mit Menschen eine empathische Fähigkeit, die es mir ermöglichte, schnell einen Zugang zu ihnen finden. Es gelang mir, eine intime Nähe herzustellen. Ich wusste zwar noch nicht, was ich mit dieser Fähigkeit konkret anfangen kann, aber wie sich später herausstellte, ist es wohl eine ideale Voraussetzung, um Menschen zu porträtieren. Ich bin unendlich dankbar, dass ich meine Sensibilität direkt in meine Arbeit einfließen lassen kann, das ist ein großes Geschenk und Privileg. In meinen Bildern möchte ich Verletzlichkeit als Stärke darstellen, um Bilder zu schaffen, die mich und andere berühren.



Dieses war eines der ersten Shootings von Anastasia, deswegen war sie insgesamt etwas schüchtern. Da für sie auch nur verdeckter Akt infrage kam, verschränkte sie reflexartig ihre Arme vor der Brust. Die Pose wirkt dadurch so schön schützend und zeigt ihre Verletzlichkeit.

Analoges Mittelformat 6x7cm |
105mm | f2,4 | 1/250s | Ilford HP5
Plus 400